

(Nachdruck verboten.)

9) Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweißel.

Da lachten einige von den Ehrbaren laut auf; andere riefen zornig: „Schadenerfak von der Stadt? Reitet sie der Teufel? Schickt sie zu den Junkern; die müssen zahlen.“

„Es ist dessen kein Zweifel, daß die Junker für den Schaden zu haften haben,“ sprach der erste Bürgermeister. „Aber die Leute haben sich mit Zug an den Rath gewendet. Im Vertrauen auf den gebotenen Frieden sind sie nach Rothenburg gekommen und haben auch den Marktroschen erlegt zur Ausübung ihres Gewerbes. Ein wohlweiser Rath wird mit mir einverstanden sein, daß wir ihre Ansprüche prüfen lassen und demgemäß entscheiden. Dem Narren aber mögen wir für die ausgestandene Angst sogleich einen Viertelgulden aus der Stadtkasse zubilligen. Da es nun erwiesen ist, daß die Junker von Rosenberg und Finsterlohr den gebotenen Frieden der Stadt gebrochen haben, so dünkt mich billig, daß jedem von ihnen eine Böß von fünf Gulden auferlegt werde und außerdem die Stadt sich an ihnen des Schadens erhole und der Kosten, so ihr aus dem gestrigen Tumult erwachsen sind und etwa noch erwachsen werden.“

Ein Murren der Zustimmung lief um den grünen Tisch, und der Stadtrichter wurde beauftragt, von den Klägern eine schriftliche Angabe ihres Schadens einzufordern. Der jungen Patrizier, die mit den Junkern gemeinsame Sache gemacht hatten, geschah mit keiner Silbe Erwähnung.

Konrad Eberhard aber bemerkte kalt: „So einig ein Rath in der Sache selbst ist, so einig ist er wohl auch in der Ueberzeugung, daß die Junker auf Haldenbergstedten und auf Laudenbach weder Schadenerfak noch Strafe leisten werden. Bin daher der Meinung, daß wir übel thaten, sie entretten zu lassen. Auf handhafter That ergriffen, unterstanden sie der Stadt Gerichtsbarkeit. Der Rath hat das verbrieft Recht, jeden bösen Mann, so sich in die geistlichen Häuser, Klöster und Kirchen flüchtet, von dort wegholen zu lassen, selbst vom Altar.“

Herr Erasmus neigte bestätigend sein Haupt. „Dieses Recht stehet Rothenburg vertragsmäßig zu. Aber, lieber Herr Kollega, wenn wir in diesem Falle von ihm Gebrauch gemacht hätten, würde es nicht geheizen haben, daß wir der Kezerei Vorschub leisten, wo es Noth thut, den heiligen Glauben zu stützen? Das Ansehen der frommen Frauen würde im Volke schwerlich dadurch gewonnen haben, und es kann nicht unseres Amtes sein — hier streiften seine Blicke den Altbürgermeister — Wasser auf fremde Mühlen zu leiten. Ich denke, daß die Junker zahlen werden; denn sie werden sich die Stadt nicht just zu den Faschingslustbarkeiten verschließen wollen, was wir ja sehr bedauern würden. Sollte ich mich täuschen, nun, so bleibt uns ja noch die Berufung an das Reichs-Kammergericht.“

„Das Reichs-Kammergericht!“ zuckte der Altbürgermeister Ehrenfried Kumpf empor. Er bezwang sich jedoch und fuhr mit äußerer Ruhe fort: „Es freut mich, daß der Rath dem Buchführer und Seilschwimmer gerecht worden ist. Destomehr darf ich der Hoffnung leben, daß er einem eingefessenen Bürger dieser Stadt endlich zu seinem durch des Kaisers Bericht bestätigten Rechte verhelfen werde.“

Die Rathsherrn sahen einander verwundert an. Wen konnte er meinen?

„Ich spreche von Kilian Etschlich, dem Luchscheerer,“ erklärte Herr Ehrenfried.

Da erhob sich ein Murren unter den Herren, und der erste Bürgermeister richtete Kopf und Oberleib steif auf. Es kannte Jeder den Handel. Zehn Jahre waren es her, da hatte Georg von Bernizer, der jetzige Schultheiß von Endsee, auf der Herren-Trinktstube seinen Vetter Joas Trüb beim Spiel erstochen. Joas Trüb hatte gleich der Wehrzahl der jungen Patrizier seinen wilden Hafer mit vollen Händen ausgesät. Darüber mit seiner Familie zerfallen, hatte er geborgt, wo immer nur sein lustig Wesen ihm die Beutel geöffnet. Die Trüb gehörten nächst den Bernizer zu den ältesten Familien der Stadt, und

so hatte auch Kilian Etschlich gleich manchem anderen des Glaubens sich getröstet, daß Joas ein sicherer Mann sei. Noch am Morgen seines Todes hatte er mit Kilian abgerechnet, das heißt, er hatte seine Schulden bei ihm auf hundert Gulden abgerundet und war dann fröhlich zur Herren-Trinktstube gewandert. Aber das Oberhaupt der Familie weigerte sich, die Schulden des Erschlagenen zu bezahlen. Der Alte war nicht nur geizig, sondern spielte sich auch auf den Cato hinaus, und als der Luchscheerer klagte, rief er die Moral zur Hilfe. Die Verderbniß der Jugend, über die man allgemein klagte, so machte er geltend, habe ihren Grund lediglich in der Liebedienerei des Bürgerthums, welche der Leichtfertigkeit unbedenklich Kredit gewähre. Was aus dem Gemeinwohl, was aus dem Staate werden solle, wenn die Obrigkeit ruhig zusehe, daß die Jugend, die doch eines Tages an der Väter Stelle zum Regiment gelange, also verderbt würde? Der Quell des Uebels müßte verstopft, ein Beispiel aufgestellt werden. Der Kläger müßte daher mit seiner Forderung nicht nur abgewiesen, sondern obendrein als Verführer der Jugend und Verderber der guten Sitten mit Strafe belegt werden. Der Rath schloß sich diesen Gründen an; denn es lag ihm daran, zwischen dem einflussreichen Geschlecht der Trüb und dem der Bernizer eine Aussöhnung zu stande zu bringen, sollte das Patriziat nicht in zwei feindliche Parteien gespalten werden. Die Bernizer ihrerseits drangen ungestüm auf die Begnadigung des Todtschlägers, der entflohen und auf zwanzig Meilen Wegs verbannt war. Was wog unter solchen Umständen das Recht eines Handwerksmeisters? Kilian Etschlich ertritt zwar von dem Reichskammergericht in Nürnberg einen günstigen Spruch, allein auf dessen Vollstreckung durch den Rath wartete er noch zur Stunde vergebens, während dem Georg Bernizer für eine Summe, die er an das Spital zum heiligen Geiste gezahlt, die Thore der Vaterstadt längst wieder sich erschlossen hatten.

Erasmus von Muslor ermahnte den Altbürgermeister feierlich, die Todten ruhen zu lassen. Dazu war dieser mit nichts bereit und er erwiderte, indem er seine hagere Gestalt streckte: „Todt ist das Recht; das Unrecht schreitet durch die Gassen. Wie mögen wir auf die Liebe, den Gehorsam, die Treue der Bürgerschaft zählen, wenn wir ihr den Glauben an die Gerechtigkeit des Rathes nehmen?“

Nun schrien alle gegen ihn. Georg von Bernizer suchte zu vermitteln; es hörte aber keiner auf ihn.

„Was schieert uns die Bürgerschaft?“ rief der Rathsherr von Winterbach. „Was der Kaiser in Hispanien? Hier ist Rothenburg und wir sind die Herren.“ Krachend hieb er mit der Faust auf den Tisch.

„Was uns der Kaiser angeht?“ fragte Herr Ehrenfried mit blitzenden Augen. „Et, Ihr Herren, sehnct Ihr Euch so sehr darnach, daß der Ausbach-Bayreuther unsere freie Stadt überkomme? Der Marktgraf Kasimir paßt nur auf die Gelegenheit.“

„Schäße, daß unsere Mauern härter sind als sein brandenburgischer Schädel,“ schnob der Rathsherr von Seyboth verächtlich.

„Ja, so lange die Bürgerschaft zu den Geschlechtern steht,“ warnte Ehrenfried Kumpf.

Ein fast allgemeines Hohngelächter war die Antwort. Der erste Bürgermeister versicherte kurz und nachdrücklich: „Das thut sie.“

„Ja, das thut sie,“ krächte der kleine Rathsherr von Spiler ihm nach.

„Auch dann noch,“ fragte Herr Ehrenfried uneingeschüchtert, „wann sie durch Eure Ungerechtigkeit daran erinnert wird, daß sie ein verbrieftes Recht auf die Mitregierung der Stadt hat?“

Das traf die Herren wie ein Keulenschlag. Der zweite Bürgermeister fuhr jedoch mit seiner harten Stimme rasch hinein: „Was streiten wir? Die Sache ist lang vor uns durch Rathschluß abgethan. Wir haben nichts mit ihr zu schaffen.“

„Was? was? was?“ entgegnete der Altbürgermeister hitzig. „Ein solcher Schluß ist nie gefaßt worden, konnte nie gefaßt werden. Wo hätte ein Rath das Recht, einen Entscheid des Reichskammergerichts aufzuheben? Vetterchaftsrücksichten haben das Urtheil von der Rathstafel verschwinden lassen, ja Vetterchaftsrücksichten!“

Entstand jetzt ein Sturm! Die Herren fuhren mit einem Ungestim von ihren hohen Stühlen auf, so daß davon mehrere zu Boden polterten, und schrien und ballten die Fäuste gegen Ehrenfried Kumpf. Der Vorsitzende wollte reden; aber es dauerte lange, bis er sich Gehör zu verschaffen vermochte, und sein Gesicht wurde von der Anstrengung dunkelroth. Dann erklärte er mit Gemessenheit und Würde: „Es ist nicht des Rathes, seine Vorgänger im Amte zu richten. Was diese für Recht erkannten, ist auch für uns Rechtens und bindend. Die Sache Kilian Etschlich ist somit für uns ab und todt. So Ihr der gleichen Meinung seid, sehr weise und edle Herren, so erhebet deß zum Zeichen eine Hand.“

„Wir alle!“ riefen sie mit Ausnahme Georgs von Vermeter, der feujend den Kopf schüttelte und die Hand nicht in die Höhe streckte.

Herr Ehrenfried stand auf, blickte sich an dem grünen Tisch um und sprach mit mühsam beherrschter Erregung: „Der Innere Rath hat durch diesen Schluß die Ungerechtigkeit seiner Vorgänger zu seiner eigenen gemacht. Demnach wird er auch die Verantwortung dafür zu tragen haben, und sie wird nicht ausbleiben.“

„Steiget Ihr Euch auf Euren keckerischen Anhang, daß Ihr dem Rath drohet?“ fragte Konrad Eberhard, indem er einen Schritt auf ihn zutrat. „Noch ist Rothenburg eine gut katholische Stadt, und sie soll es bleiben, bei meinem Eide.“

„Ja, bei unserem Eide,“ wiederholte der kleine Herr von Hipler, und der beleidigte Rathsherr von Seyboth fügte schraubend hinzu: „Und Ihr sollet uns wahrlich kein Stuckdsei ins Nest legen.“

Ehrenfried Kumpf achtete ihrer nicht. Seine kleinen Augen funkelten in die kalten seines Gegners, und er versetzte: „Ich drohe nicht. Aber wisset, Herr Eberhard, wo Ihr einen in der Bürgererschaft habt, da habe ich deren zwei.“ Damit faßte er seine lange, schlichte Schaubе zusammen und verließ die Rathsstube.

Erasmus von Muslor warf seinem Amtsgenossen einen raschen Blick zu, der keine Billigung enthielt. Sein Vorschlag, zum nächsten Gegenstand der Berathung überzugehen, fiel zu Boden. Die Geister waren zu erregt, der Vortour der Bitterschaftsrüchichten hatte den wunden Fleck zu empfindlich getroffen. Waren doch die Geschlechter zum größten Theil unter sich versippt und verwandt. Herr Erasmus war genöthigt, die Sitzung aufzuheben. Die Herren begaben sich zum Frischoppen auf die Trinkstube; denn der Zorn macht durstig. Georg von Vermeter ging in der Hoffnung mit, die Wunden, die ihnen Herr Ehrenfried geschlagen, bei dem Becher zu besprechen. Der zweite Bürgermeister begleitete sie nur bis zum Markte, der heute wie ausgestorben war. Dort verabschiedete er sich und schritt nach seiner Wohnung. Es war nicht Sittlichkeit, sondern Temperament, weshalb er die derbe Genußsucht seiner Zeit nicht theilte. Er war Wittwer, und Max der einzige Sprößling seiner durch den Tod früh gelösten Ehe.

Seine Wohnung bildete die untere südliche Schmalseite des Hauptmarktes, der Herren-Trinkstube gegenüber. Das Haus hatte außer dem Erdgeschosse nur zwei Stockwerke, von denen sich das eine über das andere vorsob. Es trennte die zum Wirthshaus des Gabriel Langenberger abfallende Gasse von der Schmiedegasse, der längsten Rothenburgs, die bis zum Spitalthore hinunter leitete. Die steinernen Stufen, die zur Hausthür führten, waren von den Füßen dreier Menschenalter ausgeschürft, wozu das gegenwärtige am meisten mitgewirkt haben durfte. Denn Konrad Eberhard verwaltete nicht nur das große Vermögen der schönen Gabriele Neureuter, sondern auch das einer Stiftung für mittellos hinterbliebene Wittwen städtischer Bürger, und zudem lasteten auf ihm die Geschäfte des zweiten Bürgermeisters und des zweiten Pflegers von St. Jakob. Es stand daher die Hausthür selten still. Rechts neben derselben lagen die Geschäftsstuben des Hausherrn; zur Linken die Schreibstube des Sohnes, der sich nach seiner Heimkehr als Notar und Advokat aufgethan hatte. Noch ließ ihm sein Beruf viel mehr Muße zu anderen Dingen als ihm lieb war, und er benutzte sie, um aus den alten Urkunden und Pergamenten des städtischen Archivs die Geschichte Rothenburgs zu studiren.

Ueber einem solchen Pergamentbriefe traf ihn der Vater. Herr Konrad griff mit einiger Hast danach, indem er sich auf dem Stuhle vor dem schlichten Schreibtische niederließ, von dem Max zu seinem Empfange aufgestanden war. Das Dokument war aus dem Jahre 1100 und bezog sich auf das Spital des Johanniter-Ordens in der Schmiedegasse. Konrad

Eberhard warf es gleichgiltig wieder hin und sagte: „Den Moder überlasse anderen und genieße Deine Jugend. Ich meine, nicht in der Weise unserer jungen Stadtherren; denn dazu bist Du zu ernstem Sinnes. Nimm Dir ein Weib.“

„Damit hat es wohl noch gute Wege,“ meinte Max, von diesem Vorschlage höchlich überrascht.

„Im Gegentheil; jung gestreit hat niemand gereut,“ erwiderte Herr Konrad mit einem mißlungenen Versuche, die starren Muskeln seines Mundes zu einem Lächeln zu zwingen. „Du weißt, daß es ein alter Brauch in unserer Stadt ist, daß die Söhne sich verheirathen, so bald sie eine Stellung haben, und ich wünsche zu Deinem Besten, daß Du dieser guten Sitte sobald als möglich folgest. Du mußt flügge werden; Rothenburg darf für Dich nur eine kurze Zwischenstufe sein. Wie weit könntest Du es hier günstigen Falles auch bringen? Höchstens bis zum Stadtschreiber und auch das wohl erst nach vielen Jahren. Denn Thomas Zweifel ist noch zu jung, um Dir bald den Platz zu räumen. Die Bauern-Advokatur? Nun, sie ernährt wohl ihren Mann. Dazu aber war es nicht nöthig, in dem berühmten Bologna zu studiren, und wer dort den Doktor gemacht hat, der ist, dünkt mich, zu einer höheren Stellung berufen.“

Max, der sich an der Schmalseite des Schreibtisches niedergelassen hatte, machte große Augen. „Ich verstehe Euch in der That nicht, lieber Vater. Denn wäre ich auch ehrgeizig genug, um nach einem höheren Ziele zu streben, so —“

„So fehlen Dir doch die Mittel dazu,“ ergänzte der Vater, der ein Bein über das andere geschlagen hatte und mit einer von dem Tische aufgenommenen Gänsefeder spielte. „Das wolltest Du doch sagen? Eben darum sollst Du heirathen, versteht sich eine reiche Frau. Meine Mündel besitzt, was Du brauchst und ich werde daher die Angelegenheit mit ihr ordnen.“

„An Gabriele denkst Du?“ rief der Sohn betroffen. „Aber dann möchte ich Dich dringend bitten, mein Vater, von allen Schritten abzusehen. Ich habe allen Grund zu der Annahme, daß Gabriele Deiner Absicht keinesweges günstig ist.“

„Weil ihr gestern bei Tafel einen Streit mit einander hattet? Es ist mir nicht entgangen. Der Frieden wird bald wieder hergestellt sein.“

Es lag eine leise Fronte in dem Tone des Herrn Konrad. Max aber entgegnete mit um so größerem Ernst: „Es würde zu nichts führen. Gabriele und ich haben einander nichts zu verzeihen. Unsere Ansichten stehen in einem solchen Gegensatz zu einander, daß nichts sie auszugleichen vermag, es sei denn die Liebe, und eine solche fühle ich für Gabriele Neureuter nicht. Eine Verbindung ist daher zwischen uns unmöglich.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Kuba! . . . Ach, was geht uns Kuba an, vier Tage vor der Wahlschlacht! Mitten stehen wir im Wahlkampf. Die goldene Zeit für den Politiker ist gekommen. Jeder diskutirt jetzt über die politische Lage, und war er auch sonst die schönste Schlafmütze. Jeder weiß jetzt guten Rath, was man alles thun müsse. Es ist die Zeit der rechten Schulung für den Mann. Ein großer Zug geht durch die Masse, der fortweht. Bis in die letzten Tiefen wird sie ausgerüttelt. Was für ein verzagender Kleinmuth gehörte doch dazu, einen Zeitraum von fünf Jahren zwischen die einzelnen Wahlen zu legen! Was für eine Furcht vor dem erwachenden Volksgeist, wie wenig Vertrauen zum eigenen Volke! Wir haben unsere Freude am Kampf, Freude an der Bewegung der Masse, Freude daran, daß einem Volke einmal die Kampflust erwacht, das ansonst keinen Ueberfluß an Temperament aufzuweisen hat. Nur stumpfe Sinne können sich dem entziehen oder Dunkelmänner, deren Interessen am besten gewahrt bleiben, wenn alles in tiefem Schlafe liegt. In Zeiten wie diesen athmen wir Höhenluft. Wir ahnen eine Zeit, in der ein voll entwickeltes und reifes Volk auch den leisesten Bewegungen des öffentlichen Lebens mit regem Eifer folgt. Sie vorzubereiten, ist unser Glück. Die Geister erwachen, die Wissenschaften erblühen, es ist eine Lust zu leben. Die kampffrohe Stimmung lebt in uns wieder auf, der ein Gutten zu einer Zeit Ausdruck verlieh, die auch zum Trauern Anlaß genug geboten hätte.

Ueberall schwirren jetzt die Diskussionen. In den Werkstätten, zu Hause, am Bierisch. Massenflugblätter und abends die Versammlungen helfen nach. In der Stadt geht alles seinen geregelten Gang, nur immer erregter wird die Stimmung, zumal in den Versammlungen, je näher der große Tag kommt. Am Abend des Wahltages erreicht sie dann ihren Höhepunkt.

Draußen auf dem Lande macht es sich weniger leicht. Sälle zu Versammlungen sind selten zu haben. Da geht die Agitation von Haus zu Haus. Das ist jetzt ein Fest. Leuchtende Sonne am

Himmel, blühendes Leben ringsum. Kurz vor dem Dorf werden die Mannschaften vertheilt. Dann geht es hinein in die kleinen Häuschen, die abseits stehen, mit Schindeldächern, die doch noch etwas ärger gestiftet sind als die der Agrarier. Ueber den Flur in die kleine Stube, die einer Familie alles ist: Wohn-, Schlaf-, Wohnzimmer, und wenn der Stochherd nicht auf dem Flur steht, auch Küche. Vater liegt wohl noch im Bett (es ist früh am Sonntag) und dehnt die Glieder, die er die Woche über abradern mußte. Mutter wäscht gerade die kleinen Flachsköpfe, der Sonntagsstaat liegt bereit. Ein freundliches „Guten Morgen!“ und das Anerbieten: „Hier bringen wir Ihnen etwas zu den Wahlen, das müssen Sie ordentlich lesen, dann wissen Sie, wen Sie zu wählen haben!“ findet fast immer ein williges Ohr. Leicht bringt man die Leute auch ins Gespräch und läßt sich ihre Schmerzen erzählen. Sie wissen sehr gut, wo sie der Schuß drückt, und schnell wird noch ein bißchen nachgeholfen, wo es an der Erkenntniß der Ursachen fehlt. Dann weiter. Am Ende des Dorfs wohnt der Schmied. Zu ihm geht man zuletzt; denn das ist ein Hauptpaß. Ramm hat er die Genossen gesehen — er kennt sie schon — so beginnt sein Fluchen und Wettern auf die bösen Sozi. Und nun wird lustig diskutiert, hin- und herüber, bis der Brabe sich nicht mehr zu helfen weiß und schimpfend abbricht. Auch der Herr Pfarrer, wenn einer im Dorfe wohnt, kriegt extra ein Blatt ins Haus, damit er den Text der Predigt zu grunde lege. Netten kann er doch in den meisten Fällen nichts mehr. Eher hilft er uns. Die er meint, kommen nicht hin in die Kirche, und die anderen macht er wenigstens aufmerksam.

Ueberhaupt die heiteren Szenen in der Wahlbewegung, das wäre ein eigenes und sehr feines Thema. Leider wird viel zu wenig davon belammt. Die Genossen sind meist nicht gerade mit einem Blick für das Komische besonders gut ausgerüstet. Ihnen ist die Sache so heilig ernst, daß sie alles andere nicht sehen. (Es ist auch recht so.) Zwar verlißt mitunter auch so ein Galgenvogel ein sehr lustiges Stüchchen. Mir fällt da eine Geschichte aus einer früheren Wahl ein. Die Antisemiten — es war die Zeit, da deren Weizen noch blühte — waren mit demselben Zug hinausgefahren, große Pakete mit Flugblättern unterm Arm, und zogen nun vor dem kleinen Trupp Genossen her ins nächste Dorf. Aber schon hatte der Eine, dessen listigen Neuglein man ansah, daß ihm der Schelm im Nacken sah, die Situation überschaut. „Kinder, wir gehen ihnen nach, sagen bei den Leuten, wenn sie weg sind, das wäre ein Irrthum gewesen, das wären nicht die richtigen Flugblätter, hier wären sie erst; und dann sammeln wir ihre wieder ein und geben ihnen unsere.“ Und so geschah es. Waren die Antisemiten auf der anderen Seite des Dorfes hinaus, dann begann die Arbeit. Das Austausch war nicht schwer. Landleute sind nicht so raffigierig, bringt man ihnen ein Blatt, so fragen sie womöglich erst, ob sie's auch behalten dürfen. So ging's durch mehrere Dörfer, immer hinter der andern Partei her. Als man heimkehrte, lagen die Herren Antisemiten nicht weit von der Station an einem Waldrand und aßen vergnügt und befriedigt ihre Butterbrote. Es schmeckte ihnen gut nach der Arbeit. Zählten wohl gerade die Stimmen, die sie mit dem heutigen famosen Flugblatt erobert hätten, als unser Strich mit seinem dicken, mühsam zusammengesuchten Paden auf sie losmarschirt, mit einer Mitterlichkeit, wie sie Admiral Cervera dem Ingenieur Hobson nicht würdevoller gezeigt haben kann, ihnen eine Verbeugung macht und unter Uebergabe der Blätter erklärt: Die Leute hätten gesagt, diese Zettel wären nicht die richtigen, sie schickten sie wieder zurück... Half ihnen nichts, daß sie erst eine dumme Miene machten und dann sichtlich enttäuscht waren, sie mußten ihren Paden mit dem nächsten Zug wieder nach Hause nehmen.

Das Komische macht sich besser, wenn der Gegner es verlißt hat. Diesmal sorgt eine Partei ganz besonders dafür, daß dem Ernst des Wahllampfes die heitere Seite nicht fehle: die National-Sozialen. Hätte man nichts Wichtigeres zu thun, es wäre wahrlich Grund, daß man sich über sie enttäusete. In ihrem letzten Blättel bläst es schon jetzt, mit einer leisen Reserve der Redaktion natürlich, in einer Tonart gegen die Sozialdemokratie, die uns gewiß nicht neu, aber durchaus nicht ehrenvoll für den Bläser ist. Daß es so kommen würde, sah man voraus. Nur etwas schnell gekommen ist es. Legt's zu dem übrigen. Drollig aber, sehr drollig macht sich das Geschichtchen vom häßlichen Gerlach. Das ist nämlich ein besonderer Kniff der Herren National-Sozialen, daß sie auf ihren Flugblättern ihre Kandidaten ablonterfeien. Es soll nicht gelehnet werden, daß ihre Physiognomien sich sehen lassen können. Ein schalkhafter Wähler hat zwar einen Brief an den Kandidaten gerichtet, er könne nicht für ihn stimmen, weil das Bild gar zu häßlich sei. Ein derartiges Gesicht wäre nicht vertrauenerweckend. Der Mann hat aber einen guten Witz gemacht. Wie war's? Wir empfehlen den National-Sozialen, als erstes Ziel das Wahlrecht der höheren Töchter anzustreben. Der schneidige Regierungsaffessor a. D. würde dann sicher einen Bombenerfolg haben.

Nun aber im Ernst. Niemand beweist besser, wie sehr die heutige Menschheit in zwei einander fremde Klassen gespalten ist, als gerade diese „sozialen“ Pastoren, Lehrer etc. Daß sie die soziale Noth nicht mehr mitansehen zu können glauben, ehrt sie. Aber sie stehen einer anderen Welt gegenüber. Da hat leht auf dem evangelisch-sozialen Kongreß ein Pfarrer Wade aus Frankfurt a. M. einen Vortrag „über die sittlich-religiöse Gedankenwelt unserer Industrie-Arbeiter“ gehalten. Für den „lichtvollen Vortrag“ wurde ihm stürmischer

Beifall. Ein sonderbares Elaborat. Der Art nach nicht anders als ein Bericht über eine Expedition ins Land der Stru-Neger nimmt er sich aus. Achtundvierzig Fragebogen hat der Herr Pfarrer ausgefüllt zurückerhalten, und aus den Antworten auf diesen achtundvierzig Fragebogen konstruirt er sich nun die sittlich-religiöse Gedankenwelt der Industrie-Arbeiter. Man kann sich denken, was da herausgekommen ist! Ein Durcheinander von Meinungen, in dem fast jede durch die folgende strikte widerlegt wird. Natürlich kann der Verfasser selber sich auch keinen rechten Vers darauf machen. Außendinge für die Weltanschauungen der Proletarier sind es, nach denen er gefragt hat. Und aus dieser „lichtvollen“ Erkenntniß heraus wollen sie helfen! Rein, meine Herren Pfarrer, so geht's nicht. Von der „Höhe“ Ihrer christlichen Weltanschauung herab werden Sie den Arbeiter nie verstehen. Das ist eine andere Welt, eine andere Art zu empfinden, auf der sich immer mehr ein geschlossenes Weltbild aufbaut. Wer sie verstehen will, muß eintreten. Mit Fragebogen werden Sie nicht hineindringen, und wenn Sie sich hunderttausend ausfüllen ließen. —

Kleines Feuilleton.

f. Ueber die Erbllichkeit hat Professor Orhansky in Charlou umfangreiche Untersuchungen veröffentlicht, über welche das biologische Zentralblatt eingehendere Mittheilungen macht. Orhansky faßt den Begriff der Erbllichkeit erheblich weiter, als dies bisher im allgemeinen geschehen ist. Insbesondere wird interessant sein, daß nach ihm die Erbllichkeit nicht nur eine Funktion der Eltern ist, wie man bisher im allgemeinen annahm, sondern auch eine Funktion der Kinder selbst. Damit soll gesagt sein, daß zwar den Kindern die Eigenthümlichkeiten der Eltern übermittelt werden, daß diese Eigenschaften aber nicht sofort zu Tage treten, sondern, von verschiedenen Umständen beeinflusst, oft erst später, bisweilen nur zum Theil oder gar nicht zur Entfaltung kommen. Auch die im Laufe der Entwicklung von den Eltern selbst erworbenen Eigenschaften sind nicht ohne Einfluß auf die Nachkommen. Aber diese Eigenthümlichkeiten wirken um so geringer, je später sie bei den Eltern aufgetreten, je beträchtlicher sie gewesen sind und je weiter sie vor der ursprünglichen Anlage, von dem ursprünglichen Typus der Eltern abweichen. Von den speziellen Resultaten Orhansky's mögen nur einzelne hervorgehoben werden. Die Körperlänge der Neugeborenen vergrößert sich mit dem zunehmenden Alter der Mütter und erreicht den größten Werth bei Müttern von 27—30 Jahren. Die durchschnittliche Körperlänge ist dann bei Knaben 54,5, bei Mädchen 49 Zentimeter. Bis zum 36. Lebensjahre der Mütter bleiben diese Maße ungefähr gleich, nehmen dann aber ab. Ebenso ist natürlich auch das Alter des Vaters von Einfluß auf die Körperlänge des Kindes, insofern als der Zeit der höchsten Reife des Vaters die größte Körperlänge des Kindes entspricht. Was das Skelett der Nachkommen betrifft, so sind an ihm das Becken, sowie die unteren Extremitäten am meisten der Erbllichkeit unterworfen, d. h. diese erleiden die geringsten Veränderungen. Die Arme, der Schultergürtel, der Brustumfang sind dagegen weniger beständig bei der Vererbung, d. h. sie ändern verhältnißmäßig leicht ab. —

Theater.

—r. Im Zentral-Theater ist die sommerliche Ruhe gestern durch ein neues Gastspiel gestört worden. Wen soll man mehr bedauern, die Künstler, die um des Erwerbs willen ein spärlich versammeltes Publikum mit Alltagsfächen ergözen, oder diese Zuschauer, die den schwillen Abend nicht anders als in Theaterlust hinzubringen wissen? Man gab am Freitag zuerst eine dramatische Episode in einem Akt, „Das Signal“ von einem Herrn Eduard Goldbed. Ein heruntergekommener Offizier a. D. will seinem Dasein, das ihm anderswo als auf dem Kasernenhofe wehrlos erscheint, mit dem Revolver ein Ende machen. Als Lebensretter tritt ihm natürlich ein Weib entgegen, ein Weib, das auch bereits puppenhaft die Zeit verträdelte, dann ebenfalls plötzlich vor dem Nichts gestanden, sich darauf aber muthvoll durch ehrliche Handarbeit eine Existenz errungen hat. Vom nahen Kasernenhofe ertönt effektiv das Reveille-Signal; der Selbstmordkandidat ist befehrt und wird nun vernünftig am kommenden Tage den Arbeitsmarkt der Berliner Zeitungen durchstudiren, um als Hausdiener oder Komptoirbote Beschäftigung zu finden. Guter Wille kommt in der kleinen Arbeit zum Vorschein, auch eine einigermaßen natürliche Sprache, aber herzlich wenig Lebenserfahrung. Die beiden Rollen des Stückes wurden von Ernst Kaiser und Ernestine Münchheim empfindungsvoll gespielt; namentlich fiel das Talent der Künstlerin wohlthuend auf. Nach dieser Premiere wurde die alte Schürre „Heinrich Heine“ von A. Nels aufgeführt. Herr Karl Pander aus Hamburg gab den Pirsch. Wenn man, wie dieser Künstler, sich Jahrzehnte hindurch auf eine einzige Rolle dressirt hat, so muß schließlich wohl eine beachtenswerthe Virtuosenleistung zu Stande kommen. Was sonst in dem armeneligen Stück auftrat, war durchaus unbedeutend. —

Geschichtliches.

s. Die brutalsten Bluthunde hat in diesem Jahrhundert doch das Zarreich hervorgebracht. Zu ihnen gehörte entchieden Graf Araktschijew, der schon der Günstling Paul's I.

gewesen war und unter dessen Nachfolger Alexander I. als Präses des Ministerkomitee's eine noch größere Machtstellung einnahm. Sein Gefinde regalirte dieser Mensch, auch wenn es nichts verbrochen hatte, in übler Laune mit Ohrfeigen und Stockschlägen. In Grusino, seiner Besingung, standen immer Krässer mit Salzwasser, in welchen Nuthen und Stöcke weideten zur Bestrafung des geringsten Vergehens seiner Leute. Bei dem dritten Vergehen pflegte die Exekution in seinem Kabinett vorgenommen zu werden, und die Wände erbebten von den Schreien und dem Begehgeschrei der Unglücklichen. Bei größeren Vergehen schickte er die Schuldigen in die Kaserne, wo die muskelkräftigsten Soldaten den Hentlerdienst verrichten mußten und wenn die Verstraften nach Hause zurückkehrten, ließ sich der Patron ihre blutigen und zerfleischten Miiden zeigen. Besonders verhaßt machten ihn seine Militäransiedelungen, bei deren Gründung er die Bauern mit erbarmungsloser Härte und Grausamkeit „kolonisirte“. Als die Kosaken Dörfer bei Tschugajew auf solche Weise kolonisiert wurden, brach, wie ein Zeitgenosse berichtet, unter den verzweifeltsten Leuten ein offener Aufstand aus, der durch Militärgewalt unterdrückt wurde. Kratschijew ließ darauf ein Kriegsgericht einsetzen, das 275 Bauern zum Tode verurtheilte. Die Todesstrafe wurde in Spießruthenlaufen durch 12 000 Mann verwandelt. Nach dieser Exekution schrieb der bestialische Heuchler einen rührseligen Brief an den Zaren, in dem er hervorhob, wie das ganze Ereigniß ihn angegriffen, zumal auch „einige“ — wie viele mögen die fürchtliche Prozedur wohl überstanden haben! — von den Uebelthätern den Folgen der Strafe erlegen seien. Und der „humane“ Monarch antwortete ihm am 8. September 1819: „Du kennst schon längst, lieber Alexei Andrejewitsch, meine aufrichtige Zuneigung und Freundschaft und wirst meine Gefühle beim Lesen dieses Briefes verstehen. Einerseits begreife ich vollkommen, was Deine gefühlvolle Seele bei den Umständen, in denen Du Dich befindest, hat leiden müssen, andererseits weiß ich aber auch die Einsicht zu würdigen, mit welcher Du in so schwierigen Umständen verfuhrst. Das Ereigniß war allerdings betäubend, da es aber unglücklicherweise eintraf, blieb eben kein anderes Mittel übrig, als Gewalt und die Strenge der Befehle anzuwenden.“ Man sieht: der Zar taugte soviel wie sein Scherge. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Ein Baum, der an Nutzbarkeit wohl auf der ganzen Erde nicht seines Gleichen hat, ist die Carnahuba-Palme, die vorwiegend in den Provinzen des nordöstlichen Hochlandes von Brasilien gedeiht. Ihre Wurzel dient als Arzneimittel, ihr Stamm liefert das zähste, prächtigste Bauholz und wird zu Querbalken, Dachsparren, aber auch zur Anfertigung von Brunnentröhen, Musikinstrumenten u. s. w. verwendet, aus gewissen Theilen des Baumes werden Wein und Essig bereitet; andere liefern zuderhaltige und stärkehaltige Stoffe. Seine Frucht dient als Viehfutter; ihr Fleisch schmeckt angenehm, die süße Ruß ersetzt den Kaffee. Das Mark des Stammes ist fortlartig; der Stamm scheidet eine Flüssigkeit aus, die der Milch der Kokosnuß, und ein Mehl, das dem Maismehl gleicht. Aus dem Bast werden Hüte, Matten, Körbe und Besen gefertigt. Ganze Schiffsladungen davon kommen nach Europa und kehren in Gestalt von Strohhüten theilweise nach Brasilien zurück; auch zum Dachdecken wird dieser Bast verwendet. Das kostbarste Ergebnis dieses Baumes ist jedoch das Wachs, das man aus seinen Blättern gewinnt. Dieser Carnahuba-Baum, der jedem Wetter, auch der größten Dürre troht, wächst in Brasilien wie Unkraut und dient den Bewohnern in Fällen von Hungersnoth als Nahrung und Surrogat für fast alle anderen Produkte. Eigenthümlicherweise hat man noch nicht versucht, diesen nahezu wunderthätigen Baum in andere tropische Länder, namentlich in die englischen Kolonien, zu verpflanzen, die ein ähnliches Klima haben. —

Aus dem Gebiet der Chemie.

b. Ein neues Gas. Wiederum ist die Zahl der chemischen Grundstoffe um einen vermehrt worden, und zwar handelt es sich um die Entdeckung, daß in unserer allverbreiteten Luft ein uns bisher unbekannter Bestandtheil enthalten ist. Vor wenigen Jahren erreichte es großes und berechtigtes Aufsehen, daß der englische Forscher Ramsay in der Luft, die den Chemikern so wohl bekannt schien, eine noch unbekannt Gasart entdeckte, die wegen ihrer chemischen Reaktionslosigkeit, der sie ihre lange Verborgenheit dankte, den Namen Argon erhielt. Jetzt hat ebenderjelbe Gelehrte wiederum in der Luft ein weiteres Gas aufgefunden, dem er den Namen Krypton (das Verborgene) giebt. Ueber die Art der Entdeckung und die Eigenschaften des Krypton läßt sich noch nichts sagen, weil der Entdecker noch nichts veröffentlicht hat. Wir verdanken die Kenntniß der Thatsache einem Briefe, den Ramsay an einen deutschen Freund richtete und aus dem sie in der Sitzung der Pphyikalischen Gesellschaft am Freitag Abend mitgetheilt wurde. Nach dieser Mittheilung ist das neue Gas schwerer als Argon, und sein Spektrum zeigt die merkwürdige bisher in ihrem Ursprung unbekannt Nordlichtlinie. Das Nordlicht ist jene wunderbare, in nördlichen Breiten oft zu beobachtende Lichterscheinung, durch welche die Dunkelheit der langen Polar Nächte mit mildem Glanze angenehm unterbrochen wird; ihre Entstehung, die vermuthlich in den höheren Schichten der Atmosphäre vor sich geht, ist noch immer in geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Zeigt das Krypton, woran nach Ramsay's Mittheilung kaum zu zweifeln ist, in

seinem Spektrum eine Verwandtschaft mit dem des Nordlicht, so ist man vielleicht auf dem Wege, das Räthsel dieser prachtvollen Lichterscheinung endlich zu lösen. —

Meteorologisches.

— ss. — Ein Heu- und ein Froschregen. Zwei merkwürdige Naturerscheinungen werden im englischen Meteorologischen Magazin beschrieben; sie ereigneten sich beide am 30. Juni vorigen Jahres und zwar beide in England. Bei einem Orte Netter Priors in der Grafschaft Essex erhob sich an diesem Tage ein Wirbelwind, der eine große Menge Heu vom Felde in die Luft hob und aus dem Gesichtskreise des Beobachters fortwehte. Später wurde dann gemeldet, daß am selben Tage in einem 3 Meilen entfernten Dorfe ein wahrer Regen von Heu niedergegangen wäre, der langsam niederfiel und alle Gegenstände, Bäume und Häuser in phantastischer Weise auszierte. Das andere Vorkommniß von ganz ähnlicher Entstehung, aber von unangenehmerer Art, ereignete sich in einem Vororte der großen Stadt Birmingham, hier fiel nämlich gar ein Regen von Fröschen, die in Massen den Boden der Gärten bedeckten. Ohne Zweifel waren sie von einer Wasserhose erfasst, ihrem nassen Elemente entzogen und dann durch den Sturm fortgetragen worden, bis sie schließlich in einem dichten Schauer zu Boden fielen. —

Humoristisches.

— Der Knallproß. „Ich halt' was auf a' gut's Essen — bei mir wird fein gelebt! Meine sämtlichen sechs Kinder haben schon's Podagra!“ —
 — Aus der Geographie: Stunde eines Prinzen. Lehrer: „Wie nennt man das Meer zwischen Ostasien und dem westlichen Amerika?“ — (Prinz schweigt.) — Lehrer: „Durchlaucht deuten ganz richtig an: Es ist der stille Ocean!“ —
 — Eingefunder Schädel. Bäuerin (acht Tage nach der Kirchweih): „Heut', Jörg, läßt Du Dir aber endlich amal die Glassplitter aus dem Schädel ziehen, — Du zerreißt mir ja alle Kopfstiften!“ — (Krieg. Bl.)

Vermischtes vom Tage.

— Vom Berliner Kurierzug wurde unweit Stöwen bei Schneidemühl das Fuhrwerk eines Fleischermeisters überfahren und der Injasse auf der Stelle getödtet. —
 y. In Altona griff die Polizei in der Nacht bei „Mutter Grün“ einen Mann auf, den sie für obdachlos hielt. Am anderen Tage stellte sich heraus, daß er auf einer Vergnügungstour durch Schleswig-Holstein war und 525 M. an baarem Gelde und zwei Sparkassensbücher über 7500 und 10 000 M. bei sich trug. Außerdem hatte er seine ganze Garderobe am Körper, u. a. fünf Westen und zwei dicke Leberzieher. —
 — Die Geflügelcholera räumt im Diepholzer Kreise unter dem Federvieh furchtbar auf. Einem Gänsezüchter gingen allein 500 Gänse im Berthe von 2000 M. ein. —
 — Bei der kleinen Ortschaft Guhlau (Schlesien) wurde ein mächtiges Granitlager entdeckt. —
 — Beim Baden ertranken zwei Knechte in der Fulda bei Maberzell, die drei andere, die in Gefahr gerathen waren, retten wollten, während diese selbst das Ufer wieder erreichen konnten. —
 — Bei Herrenberg (Württemberg) wurde während eines Gewitters ein Schäfer mit einem Theil seiner Heerde vom Wlitz erschlagen. —
 — In Bielowiez in Galizien äscherte eine gewaltige Feuerbrunst 252 Häuser ein. —
 — In Daal (bei Klausenburg) hatten, wie die „N. Fr. Pr.“ meldet, die rumänischen Bauern ihr Vieh auf die Weide eines Gutsbesizers getrieben. Da sie sich der wiederholten Aufforderung der Gendarmen, dasselbe fortzuführen, widersetzen, gaben diese mehrere Salven ab. Drei Personen wurden getödtet und zehn lebensgefährlich verletzt. —
 — Aus dem Gerichtsgebäude zu Genua wurde in der Nacht zum Freitag die Summe von 80 000 Lire in Berthypapieren und Schmuckstücken gestohlen. —
 — Italienische Titel steigen im Preise, sind aber doch noch billig genug. Für eine „Fürstentrone“ fordert die italienische Regierung in Zukunft 32 000 M., für einen „Herzog“ genügen schon 24 000 M., ein „Marquis“ giebt 20 000, ein „Graf“ 16 000, und was ein „Baron“ werden will, zahlt 9600 M. Von den „Bons“ geniert man sich fast zu reden, Tage: 4000 M. Das sind die Preise für die vom König verliehenen Titel. Der Papsi macht es noch billiger. —
 — Die Pest ist nunmehr auch in Smyrna ausgebrochen. —
 — 30 958 Patente wurden im vergangenen Jahre in England angemeldet. Unter den auswärtigen Patentanmeldungen stehen Deutschland und die Vereinigten Staaten obenan. Aus Deutschland kamen 2459 gegen 2172 im Jahre 1896. —
 — Aus Argentinien wurden im Jahre 1896 45 000 Tonnen Hammelfleisch in gefrorenem Zustande ausgeführt. Nur 2259 Tonnen gingen davon nach Frankreich, alles übrige nach England. —